

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 16

Beilage zur Gleichheit

1911

**Inhaltsverzeichnis:** Die Bedeutung der Metalle für die menschliche Kultur. Von Hannah Lewin-Dorsch. — Aus den Reiseprotokollen Ostburgs. Von mg. — Hygiene. — Praktische Kinderkleidung. Von N. J. R. — Feuilleton: Mit uns war's anders. Von Friedrich v. Sallet. — Ein Lynchgericht. Von Owen Wister.

## Die Bedeutung der Metalle für die menschliche Kultur.

Von Hannah Lewin-Dorsch.

Gegen das Ende der Steinzeit — jener Periode, in der der Mensch nur Stein, Holz, Horn und ähnliche leicht erreichbare Stoffe, aber noch kein Metall zu bearbeiten verstand — beobachten wir das langsame Herannahen eines Umschwungs in der Kultur, der für die Menschheit von ungeheurer Bedeutung werden sollte: die Metalltechnik kündigt sich an. Auf die vormetallische oder Steinzeit folgt die Metallzeit, deren ersten großen Abschnitt man die Bronzezeit nennt.

Wir müssen hier gleich im Anfang zweierlei feststellen. Erstens, der Übergang von der Verwendung des Steins zu der der Metalle hat nicht überall auf der Erde zu gleicher Zeit stattgefunden. Vielmehr lernten die verschiedenen Menschenrassen und selbst die einzelnen Volksstämme, aus denen sich eine Menschenrasse zusammensetzt, zu ganz verschiedenen Zeiten das Metall kennen und verarbeiten. Während zum Beispiel im Orient eine reiche Metallkultur schon zur Blüte gelangt war, lebten die Bewohner von Europa noch durchaus in der Steinzeit. Und als die Kenntnis des Metalles auf europäischen Boden hinübergriff, da geschah dies zunächst nur auf einem engbeschränkten Gebiet im Südosten von Europa. Es währte danach noch einige hundert Jahre, bis auch der europäische Norden seine Bronzezeit besaß. Es gibt auch Völkerschaften, die den bedeutenden Schritt von der metalllosen zur metallbesitzenden Kultur überhaupt nicht getan haben.

Zweitens müssen wir betonen, daß der Übergang vom Stein zum Metall nirgends plötzlich vollzogen worden ist, daß nirgends sprunghaft und unvermittelt der neue Stoff für den alten eintrat. Überall hat das Metall nur langsam die Herrschaft gewonnen. Wenn wir daher sagen: von dem oder dem Jahre an können wir den Beginn der Bronzezeit rechnen, so ist dabei stillschweigend eine vorhergehende Periode vorausgesetzt, in der das neue Material mit dem Stein um die Herrschaft in der Technik rang, bis es den Platz behauptete und allmählich, nach Verdrängung des alten Stoffes, seine kulturbildenden Einflüsse geltend machen konnte. Nur in diesem Sinne darf also die Behauptung aufgefakt werden, daß das Bronzezeitalter für Ägypten zum Beispiel im Jahre 3000, oder für Skandinavien im Jahre 1900 vor Christo begann; es ist der Zeitpunkt, von dem an die Bronze — wie sich aus den Funden von Werkzeug, Waffen und Schmuck ergibt — die Herrschaft des Steins und der ihm zur Seite gehenden Stoffe gebrochen und sich selbst an deren Stelle gesetzt hat; es ist der Zeitpunkt, von dem an die neue Technik, also diejenige der Metalle, sich durchgesetzt hat und für den betreffenden Kulturkreis allgemein gebräuchlich geworden ist. Da nun diese neue Technik stets mit anderen wichtigen Neuerungen Hand in Hand geht, sei es in den gesellschaftlichen Verhältnissen, in Sitten und Gebräuchen, sei es in den Formen der Waffen, Werkzeuge oder in der bildenden Kunst, so rechtfertigt es sich zweifellos, von einer ganz neuen Kultur zu reden, die sich ihrem Inhalt, wenn auch nicht immer der Zeit nach, von der Steinkultur scharf trennen läßt.

Der Übergang vom Stein zum Metall, vor allem zum Eisen, bedeutet für die Menschheit kulturell einen ungeheuren Fortschritt. Freilich, der entscheidende Schritt für die Menschheit war bereits damals getan worden, als der Urmench zum erstenmal den ungefügigen Steinblock zu passenden Werkzeugen zerkleinerte, ihm eine gewisse Form gab, indem er ihn zerschlug. Aber wie ärmlich, wie bescheiden erscheint uns jetzt diese Kultur des Steinzeitmenschen, der das umherliegende Material einfach ergriff und zum Gebrauch notdürftig herrichtete. Wie unbeholfen erscheint uns diese Technik der Steinwerkzeuge, die im Grunde doch nicht viel mehr vermag, als dem vorhandenen Stoffe mit ein paar, wenn auch oft mühseligen, so doch recht einfachen Handgriffen eine gewisse Form abzurufen, ohne seine Natur selbst irgendwie zu verändern oder durch wohlüberlegte Verfahrungsweisen für seinen Zweck brauchbarer zu gestalten!

Wie anders steht es in dieser Beziehung um das Metall! Nirgends liegt es frei am Wegestrand, in der Ebene oder in der Geröllhalde umher in handlichen Stücken, nach denen man sich nur zu bücken braucht, will man sich das Werkzeug zubereiten. Niemals bietet es sich dem Menschen so einfach und massenhaft, fast von selbst dar, wie der Stein, wenn der Urmench sich nach einer Verteidigungswaffe umsah. Nein, in den Tiefen der Erde ruht es, verborgen dem menschlichen Blicke. Es will gesucht sein, muß mit Mühe gewonnen werden, bevor man an seine Bearbeitung denken kann. Der Bergbau mit all den verschiedenen Formen der Tätigkeit, die er erfordert, schiebt sich vor die eigentliche Metallbearbeitung und legt dem Menschen eine Arbeitslast auf, die ihm während der Periode des Steins fremd war. Allerdings dient die neue Arbeit, indem sie Ansprüche an den Scharfsinn, die Energie, die Erfindungsgabe und die Ausdauer stellt, in hohem Maße dazu, alle diese Fähigkeiten im Menschen zu entwickeln und somit seine Leistungsfähigkeit ganz wesentlich zu heben.

Ebenso einfach und primitiv wie seine Werkzeuge ist auch das ganze Leben des steinzeitlichen Menschen. Der Mensch der älteren Steinzeit ist Höhlenbewohner, ein unstet umherstreifender Jäger. Er „haust“ unter dem überhängenden Stein, in der felsigen Kluft, solange die Gegend ihm noch Jagdwild bietet oder essbare Pflanzen. Ist der Vorrat erschöpft, so zieht er weiter. Nichts verknüpft ihn mit seiner Wohnstätte, als die Güte und Menge der Nahrungsmittel, die ihm in der Umgegend erreichbar sind. Von einer Heimstatt, von einer festhaften Kultur kann da wenig die Rede sein. Und nicht viel besser steht es in der jüngeren Steinzeit. Zwar haben wir hier schon feste Wohnsitze, die einer gewissen Behaglichkeit nicht entbehren und sicherlich einen großen Fortschritt bedeuten. Wir haben hier Ackerbau und gezähmte Haustiere; wir haben schöne Anfänge der Textilkunst und der Töpferei. Aber in beschränktem Kreise verläuft wohl im allgemeinen auch noch das Leben des Neolithikers. Der Verkehr der Völker untereinander von Land zu Land, von Erdteil zu Erdteil, die Anbahnung ausgebreiteter Handelsbeziehungen mit allen Folgen für die Gesamtkultur setzte erst kräftig ein, als die Metalle aufkamen. Die Gier nach fremdartigen Schätzen lockte in ferne Länder und trieb die kühnen Schiffer auf unbekannte und trügerische Meere hinaus. Blutige Kämpfe sind um der Metalle willen gefochten worden. Aber durch diese Beziehungen, mochten sie nun friedlicher oder kriegerischer Natur sein, wurde auch die Bahn von einem Volke zum anderen frei. Der einzelne und seine kleine Sippe trat dadurch aus der Vereinsamung heraus und wurde zum Teile eines großen, lebendigen Ganzen, zum Teile der Menschheit. Im beständigen Austausch von Gedanken und Anregungen, von Erfindungen und Erkenntnissen schreitet die Kultur immer höher. Unübersehbar sind heute für uns die tausend Fäden, die sich auf diese Weise knüpfen und so den Fortschritt vermitteln. Nur in Umrissen können wir durch Untersuchung und Vergleichen jetzt die großen Hauptwege aufdecken, gleichsam die breiten Heerstraßen, auf denen die Kultur von Land zu Land schritt, überall bereichernd und wiederum selbst bereichert.

Am die Handelswege ist die Verbreitung höherer Kultur, die Vermittlung von neuen Anregungen in bedeutendem Maße gebunden gewesen. Der Handel aber in großem Maßstab ist stark durch die Metalle angeregt und gefördert worden. Das schimmernde und brauchbare Metall hat überall und zu allen Zeiten die Menschen angezogen, die es einmal kennen gelernt hatten. Bevorzugte metallreiche Gegenden waren von jeher das Ziel von Handelszügen. Das silberreiche Spanien lockte die Phönizier von der Küste Syriens herbei, und die Zinninseln (Großbritannien) veranlaßten diese wagemutigen Schiffer sogar, die Säulen des Herkules, das heißt die Meerenge von Gibraltar hinter sich zu lassen und sich auf den weiten Ozean hinauszuwagen. Das Metall hat Bedürfnisse geweckt, deren Befriedigung zugleich neue Kenntnisse schenkte; es hat Prunk und Pracht erzeugt, deren Entfaltung die künstlerische Tätigkeit und den Schönheitsförm förderte. Das Metall hat durch den eisernen Pflug den Ackerbau umgewälzt, es hat jene Vielseitigkeit in der Kultur ausgelöst, die unter der Herrschaft der Steintechnik undenkbar war. Das Metall wurde zum begehrtesten Gegenstand des Austausches und damit zur eigentlichen Form des Geldes. Der Stein trug eine Kultur, die die erste und notwendige Stufe der Zivilisation überhaupt war, die aber träge, starr und schwer be-

weglich blieb wie ihr Material. Metall, das biegsame, glänzende, das lebendige, fließende Metall trägt auch eine Kultur, die lebendig und glanzvoll ist und in ihren Formen unabsehbar und unausschöpfbar.

o o o

### Aus den Ratsprotokollen Offenburgs.

In einer Zeitschrift lokalen Charakters, die von einem Parteigenossen in Offenburg in Baden herausgegeben wird, erschienen bisher noch nicht veröffentlichte Stadtratsbeschlüsse der Gemeinde Offenburg aus dem sechzehnten Jahrhundert: Raths-Protokolle bey des heyl. Röm. Reichs-Stadt Offenburg. Diese Beschlüsse sind von kulturgeschichtlichem Interesse, und wir teilen daraus einige mit, die die gesellschaftliche Stellung der Frau im römischen Reiche deutscher Nation zu Beginn der Neuzeit beleuchten. Die Stadt Offenburg besaß als eine der reichsunmittelbaren Städte der zwischen Rhein und Schwarzwald gelegenen Landvogtei Ortenau ihre selbständige städtische Gerichtsbarkeit und ihr eigenes Weistum, das heißt der Zwölferrat fällt seine Rechtsentscheidungen auf Grund der von der Gemeinde anerkannten Auslegung des Gewohnheitsrechts.

Gegen einen Ehebrecher erläßt der hohe Rat am 23. Dezember 1585 folgendes Urteil:

Lazarus Dühr im Zell hatt sein weib vnd kindt mitt dem ehbruch geschendt vnd ist dervwegen zu Klingdorff, mitt dem messer von im, griffen vnd vff den todt verwundet worden, soll desshalbten m. h. zu freuel (frevol) abtragen 1  $\mathcal{R}$  3 (ein Pfund Pfennig).

Am 24. November 1586 bestimmt der Rat:

Hans Wöhner, Mitglied des neuen Rats, wird wegen Schwängerung seiner Dienstmagd bei Lebzeiten seiner Frau des Rats entsetzt und hat in Ansehung seines Alters und seines „leibs blödigkeit“ 10  $\mathcal{R}$  3 Strafe zu erstatten.

Der alte Sünder scheint dadurch von der Pflicht der Kindesfürsorge befreit geworden zu sein.

Mit der gleichen Geldstrafe wurde aber ein Mann belegt, der sich einer schwangeren Frau angenommen hatte.

Montag nach iubilate, den 28. April 1586.

Jacob Gudt, der würdt zum Adler, so ohn m. h. vorwissen vnd wider derselben ordnung ein weibsperson, die daruff also baldt eins kindlins genesen, vffgenommen, 10  $\mathcal{R}$  3 zu freuel erstatten.

Die Erfüllung der ehelichen Pflichten suchte der Rat mit folgendem Beschluß von einer Ehefrau zu erzwingen:

Freitag nach purificationis Mariae, den 7. Februar 1586.

Lorenz Rabis des schuemachers hauffstraw soll ime nochmalen inn crafft durch den geistlichen richter zu Strassburg super cohabitacione (über den Beischlaf) ergangnen bscheidis vnd daruff durch m. h. ergangne erkhandtunus innerhalb 11 tagen ehliche beywohnung leisten, dessen durch den rathsknecht ermanth vnd vff den fahl der verweigerung alsdann eingesezt werden.

Im Falle der Weigerung soll also die Frau ins Gefängnis geworfen werden.

Namentlich arme alte Frauen fielen dem damals herrschenden Hexenwahn zum Opfer:

Freitag nach Bartholomaei, den 22. August 1586.

N. die schwarz Elß genanth ist vff Bernhardt Ziegelknechts vnd Bastian Strobels anlagen, zauberey halb, wie auch sonst vff weilsättigen gnüegsamem argwon in haftung sendlich (gefänglich) eingezogen vnd dabei weither thundtschafft einzunehmen erkhandt vnd beschloffen worden.

Freitag, den 5. September 1586.

Soll N. die schwarz Elß über hieuoren zum andern mahl beschene inquisition, ier aufreden inn altweg vngedacht, peinlich vnd mitt mehrem ernst durch m. Gardmann befragt werden.

Freitag vor exaltationis sac. crucis, den 12. September 1586.

Nachdem N. die schwarz Elß m. hern nechsten erkhandtunus nach verschinen mittwochs peinlich mitt zimblischen erst durch meißer hardtlin abermahl befragt vnd gemarkert worden, sy aber inn nichts weder inn noch extra torturam (Folter) wah behandlich gewesen, sonder ihr vnschuld zu höchsten vnd bestendiglich behert, ist erkhandt vnd beschloffen worden, soll mitt einer geschwarnen vnd geschribnen vrpheidt (Urfehde) über den schwarzwaldt vermissen werden, belangendt aber die ahung vnd Bernhardt des ziegelknechts kindis arbetlohn, soll sy vor erledigter haftung dasselbig zuerstaten schuldig sein.

Das unglückliche Weib wurde eingekerkert, gefoltert und, ohne schuldig befunden zu sein, gezwungen, Urfehde zu schwören, das heißt eidlich zu versichern, daß sie nicht mehr in die Stadt zurückkehren und sich auch nicht an ihren Richtern rächen würde. Außerdem mußte sie, ehe sie entlassen wurde, auch noch ihren Unterhalt für die Zeit der unschuldig erlittenen Gefängnishaft bezahlen und ihre Denunzianten bestrafen.

Die Schwarze Elße brach aber ihren Eid, nicht nach Offenburg zurückzukehren, sie wurde daher als meineidig verurteilt:

Sambstag, den 18. Juli 1587.

Vff vorgahlem rhat der rechtsgelereten ist der schwarzzen Elßen halb erkhandt, daß sy deren begangnen meineidts halb nechst künstigen zinstags an das halßeisen gkeldt vnd volgendis mitt dem bscheidt abermalen m. h. jurisdiction vnd darzu noch weither vff sechs mahl wegs über den Schwarzwaldt verweisen werden soll; wo sy desselbig überdreten vnd sich weither alhie würdt sehen lassen, daß sy alsdann ohn alle vernere mittel mitt dem wasser vom leben zum todt heingerichtet vnd dasselbig gwisstlich erwartten soll.

Eine Unterstüfung an eine arme Frau, die nicht mehr im Piründnerheim, „Begünnenhaus“, untergebracht werden konnte, wurde am 21. Oktober 1585 verordnet:

Soll hern Iheromini Bogels Schwester, weil man daß Begünnen hauff soll fürther zuzuschließen erkhandt, ihren vnuermüg ichen alters halb wochenlichen 3 bagen vnd täglich 3 einen mahl wein, desgleichen ein viertel elbrodt umb gots willen guolgt vnd geben werden.

Den beiden Geburtshelferinnen der freien Reichsstadt war das Leben in jenen teuern Zeiten sehr schwer gefallen; sie baten deshalb auf dem Rathaus um eine Zuwendung.

Der Beschluß besagt:

Seindt beiden hewammen vff deren bittlichs ersuchen wegen langwiriger theuren zeit, vnd daß sy dervhalb von der armen burgerschafft ihr gebürliche bsoldung nitt oder den wenigern theil bekommen, mög jeder vff nechst weinachten ein achteil vnd daruff volgenden Johannis Baptistae aber 1 achteil vnd nitt fürhin, wo der almechtig widerumb gnad vnd ein wöffeke (Wohlfelheit) verleihen würde, vergünstigt vnd bewilligt worden. mg.

o o o

### Hygiene.

Das Kaueu. „Gut gekaut ist halb verdaut“, und „wer lange kaut, lebt lange“ — das sind vollständige Nebenwendungen, die die Wichtigkeit des Kauens gut betonen, in der Hast des modernen Erwerbslebens aber meist nicht genug beachtet werden. Die Nahrungsmittel, welche wir zu uns nehmen, müssen vollständig aufgelöst, das heißt verdaut werden, bevor sie in die Körperflüssigkeiten aufgenommen werden können. Eine gründliche Zerkleinerung der Speisen ist eine unumgängliche Vorbedingung hierzu. Je feiner ein Nahrungsmittel gekaut, je gründlicher mit Speichel vermischt es in den Magen gelangt, desto vollkommener ist seine Ausnutzung im Körper, desto besser nährt es uns. Umgekehrt bewirken hastig gekaute, in Stücken hinuntergeschlungene Speisen nicht nur eine mehr oder weniger starke Belästigung des Verdauungsapparates, sie nähren auch nicht genügend, selbst wenn man große Mengen verzehrt. Sogar als schwer verdaulich verschriene Nahrungsmittel, wie harte Eier, Bratkartoffeln, frisches Brot werden beidmütlich, wenn man sich die Mühe gibt, sie so fein wie möglich im Munde zu zerkleinern. Bei manchen Nahrungsmitteln beginnt die Verdauung bereits im Munde. Der Speichel enthält ein Ferment,\* das Ptyalin, das die Eigenschaft besitzt, die stärkehaltigen Bestandteile der Nahrungsmittel in kurzer Zeit in löslichen Zucker und Dextrin zu verwandeln und sie so vorzuverdauen. Von hervorragenden Physiologen ist empfohlen worden, jeden Bissen etwa dreißigmal oder solange zu zerkleinern, bis die Speise allen Geschmack verloren hat.

Aus dem Angeführten geht zwingend hervor, wie wichtig ausreichende Essenspausen im Arbeitsprozeß für die Ernährung sind, und welche große Bedeutung gute Zähne für die Verdauung und für die Gesundheit haben. Deshalb soll man kranke und hohle Zähne, die beim Essen geschont werden, rechtzeitig vom Zahnarzt

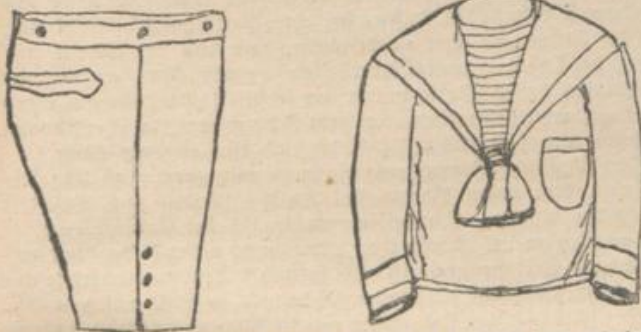
\* Fermente sind organische Substanzen, die andere organische Verbindungen chemisch zu ändern, namentlich zu spalten vermögen, ohne dabei selbst wesentlich verändert zu werden. Die Fermente sind entweder lebende einzellige Wesen, wie zum Beispiel der Hefehefe, oder von Pflanzen und Tieren produzierte Stoffe, wie zum Beispiel das im Magen saft enthaltene Pepsin, das bei der Verdauung die Eiweißstoffe löslich macht.

behandeln lassen und nötigenfalls für einen brauchbaren Zahnersatz sorgen. Insbesondere haben die Mütter bei den Kindern die Zähne regelmäßig zu kontrollieren und bei Fische auf langsames Kauen zu achten. Denn: nicht von dem, was er ißt, lebt der Mensch, sondern von dem, was er verdaut.

M. Kt.

o o o

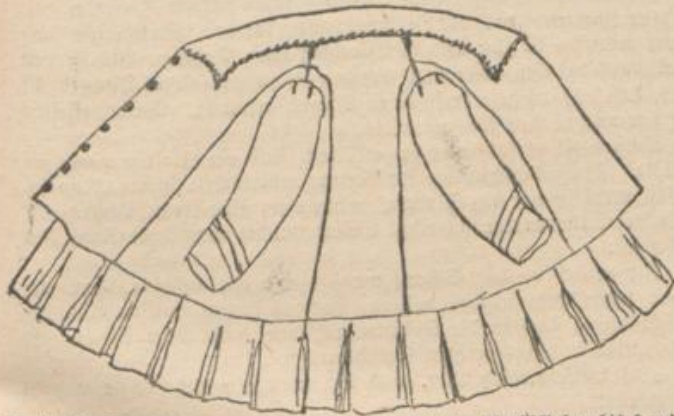
**Praktische Kinderkleidung.**



Dieser einfache Matrosenanzug für Knaben von 4 bis 8 Jahren kann aus einem abgelegten Herrenanzug sehr leicht gearbeltet werden.



Trägerrockchen aus Planel mit Blusenleibchen für Mädchen von 3 bis 7 Jahren. Die Herstellung ist ganz einfach.



Praktisches Mäntelchen aus Samt, Tuch oder Cheviot für Mädchen bis 9 und 10 Jahren. Der Volant kann breit eingeschlagen und je nach Bedarf verlängert werden.



Jahreskleidchen aus Leinwand. Außerordentlich leicht anzuferligen.

Die fertigen Schnitte für diese Stücke Kindergarderobe werden gegen Einsendung von 50 Pf. pro Stück von der Redaktion vermittelt.

N. J. R.

**Feuilleton**

**Mit uns war's anders!**

Von Friedrich v. Sallet.

Ihr wollt die Kinder stets euch nacherklehn,  
Sich, sittsam, eurer Tritte Spur zu fügen.  
Was euch an Geist und Willen war verliehn,  
Sie sollen's erben und sich dran begnügen.

„Mit uns war's anders!“ Euer Lieblingswort,  
Seht ihr, kopfschüttelnd, freier sie und dreister.  
Der Weltgeist aber schreitet mächtig fort,  
Und mit sich reißt er alle Einzelgeister.

Wenn einst, da man mit Formeln nur gespielt,  
Und Ernst und Kraft und Tiefe war vergessen,  
Ein Kind genug tat, das sich stille hielt,  
Und schwieg und knickste, artig und gemessen —

Verdammt man heut, da endlich nun beginnt  
Der Geist sich frei zu ringen aus der Zahmheit,  
Als Heuchlerbrut ein solches Musterkind,  
Und eure Sittsamkeit heißt Seelenahmheit.

Daß ihr euch selbst nicht unnütz Kummer schafft,  
Gewöhnt euch an des frischen Möstes Sären!  
Ahnt, die euch selbst verlagert war, heil'ge Kraft,  
Und laßt die sich entwickelnde gewähren!

Und gar ein Kind, in dessen junger Brust  
Sich regt eine neue Weltgestaltung —  
Wie unnütz ist's, mit eurem „Sieh! du mußt...“  
Ihm vorzuschreiben Blick und Wort und Haltung.

o o o

**Ein Lynchgericht.\***

Von Owen Wister.

Drylyn hatte der Gazelle den Hals durchschnitten. Zufrieden trat er aus dem Zelte heraus; er hatte den richtigen Augenblick gewählt. Nun würde man glauben, der andere Mann — der Unbekannte — hätte es getan. Die Fußspuren, die jener hinterlassen hatte, führten vom Zelte den Hügel hinunter zu den Bäumen. Der Unbekannte wohnte nicht im Lager; niemand hatte ihn kommen oder gehen sehen, außer Drylyn.

Die Frau war die Besitzerin der Tanzhalle in Salvation Gap. Um ihrer Schönheit und Leichtfüßigkeit willen hatte ein Naturforscher, der das Land aus Interesse an wilden Tieren bereiste, sie „Gazelle“ benannt. Drylyn stand in besonderen Beziehungen zu der Gazelle. Seine Gefühle für sie waren echt, so echt, daß seine scharfsinnigen Kameraden ihn neckten und behaupteten, daß er unter dem Einfluß der Liebe wieder jung würde. Einer wollte sogar bemerken, daß Drylyns alter verdorrter Schnurrbart wieder Leben bekäme: „Ganz so wie Blumen,“ sagte er zu ihm, „die wieder aufblühen, wenn dem Mädchen sie ins Wasser steckt, nachdem du sie lange Zeit in der Hand gehabt hast.“

Daß die Gazelle auch mit den anderen Gästen sehr freundlich verkehrte, verletzte die Gefühle des Minengräbers nicht. Er war überzeugt, daß sie nur ihn liebte. Deshalb fiel es ihm auch nicht ein, irgendwelchen Argwohn zu hegen, als sie nach einer ihrer Fahrten nach Jolsom etwas von dem Gewinn, den ihre Tanzhalle ihr einbrachte — es war bald geprägtes Gold, bald Goldstaub — fortschickte. Ihre in San Antonio lebende Mutter brauchte Geld, sagte sie ihm, und der arglose Drylyn glaubte es ihr. Er dachte gar nicht daran, sie zu fragen oder sich auch nur zu wundern, weshalb diese Mutter früher kein Geld gebraucht hatte, und weshalb die Fahrten nach Jolsom jetzt so häufig unternommen wurden.

Die lustige Gazelle, die ihren bejahrten Anbeter für einen Narren hielt, bat ihn sogar einmal, statt ihrer das Paket nach Jolsom zu tragen. Dort sollte er es dann einem Boten der Expressgesellschaft zur Weiterbeförderung übergeben. Der getreue Drylyn wartete, bis die Post kam, und händigte dem Expressboten, der ihn mit einem bestürzten Blicke maß, den Schatz ein. Drylyn beachtete den Blick nicht. Er hätte den jungen Mann sehen sollen, als er das Paket öffnete, den Brief las und sich dabei vor Lachen krümmte!

\* Aus Novellen aus dem Abenteuerleben des wilden Westens von Owen Wister. Hamburg, Im Gutenbergverlag.

Aber da war Drylyn schon auf dem Rückweg nach Salvation Gap. Der Expressbote war 23 Jahre alt und Drylyn 45!

Solche Gazellen sind zu allem fähig. Aber hübsch war es doch nicht von ihr, daß sie, nur um sich einen Spaß zu machen, ihren alten Liebhaber zu seinem geheimen Nebenbuhler hinschickte. Sie hatte sich — wie das Menschen manchmal tun — einen Nagel zu ihrem eigenen Sarge geschmiedet.

Nun ereignete sich die alte Geschichte. Die Leidenschaft des Mannes für die Gazelle und sein Glaube an sie blieben unverändert; er brachte ihr nach wie vor allen Goldstaub, den er gewonnen hatte. Die Frau fuhr nach wie vor nach Folsom, beobachtete immer weniger Vorsicht und verließ sich immer mehr auf ihre Beliebtheit in Gap. Allmählich tauchte ein Schatten von Verdacht in Drylyns Seele auf. Die Eifersucht schärfte seinen Verstand auf eine merkwürdige Weise. Und als er eines Morgens früh den Expressboten aus dem Zelte der Gazelle heraustreten sah, fand die Geschichte ihren Abschluß.

Mit dem Augenblick, in dem er die Wahrheit erfasste, wurde er schlau und berechnend; seine ausgewählte Leidenschaft machte ihn einem wilden Tiere gleich. Ein vollständiger Plan stand, wie ein Bild, an dem kein Strich fehlte, plötzlich vor seinen Augen: er wollte hingehen und die Gazelle töten.

Den Mann ließ er ruhig den Hügel hinuntergehen. Als dann alle im Lager aufstanden, frühstückten und sich an die Arbeit begaben, ging Drylyn mit ihnen. Sein Arbeitsplatz lag so, daß die Gefährten ihn nicht beobachten konnten; nach einer Weile ließ er die Arbeit liegen und lief wieder nach Gap zurück. Um diese Zeit war die Tanzhalle meistens leer, das wußte er! Ebenso hatte er sich genau überlegt, was er sagen wollte, wenn er den anderen Frauen begegnete. Aber die Frauen waren unten am Bache mit Waschen beschäftigt, und nur die nichts ahnende Gazelle schlief noch ungestört in ihrem Zelte. Ruhig und ohne Hast trat Drylyn durch den Haupteingang in die Halle; dort ging er an den leeren Flaschen und dann draußen an dem Zaune vorüber und trat in das Zelt der Gazelle. Ebenso ruhig, wie er hineinging, kam er wieder heraus.

„Nun kann die Gazelle ungestört weiterschlafen,“ dachte Drylyn, als er wieder tief in der Erde stand und nach Gold grub. Er trug jetzt andere Weinkleider. Sie sahen aber genau so aus wie die, die er irgendwo unter Steinen versteckt hatte.

Plötzlich tönte lautes, anhaltendes Geschrei zu den Minen hinüber. Drylyn wußte nun, daß die Frauen vom Waschen zurückgekehrt waren.

Mechanisch hob er den Kopf, um zu horchen. Er war kein schlechter Mensch, und er hatte nie in seinem Leben den Wunsch gehabt, irgend jemand ein Leid zuzufügen. Aber als er jetzt in seiner langsamen, schwerfälligen Art das Geschehene überdachte, empfand er nichts als Genugtuung — ja er hatte noch mehr vor. Sobald er konnte, wollte er den Fußspuren des Mannes folgen und ihn auch aus der Welt schaffen. Diese beiden hatten ihn zum Narren gehalten! Diese beiden hatten über ihn gelacht! Und als er, wohl zum hundertsten Male, an den Tag dachte, an dem er das Paket mit dem Goldstaub — vielleicht mit dem von ihm selbst mühsam gewonnenen Goldstaub — dem Nebenbuhler in Folsom übergeben hatte, zitterte er am ganzen Körper und stieß wilde, unartikulierte Laute aus.

Das Geschrei da unten hörte nicht auf. Ein Mann rannte an Drylyn vorüber, und Drylyn begriff plötzlich, daß er auch mitrennen mußte. Von all den weit zerstreut liegenden Arbeitsplätzen kamen die Männer angelaufen, und es wurde laut und lebhaft in Salvation Gap. Der Scherif, der am Abend vorher die Verfolgung einiger Posträuber aufgenommen hatte, erschien auch, wie er meinte gerade im rechten Augenblick, um alles nach Gesetz und Ordnung zu leiten. Ein ungeheurer Tumult erhob sich; die Männer waren in wilder Wut, sie schrien nach dem Täter und wollten die Gazelle augenblicklich rächen. Wer das getan haben konnte, begriffen sie nicht. Die Gazelle war ja eine so lustige, gute Gefährtin, eine so tüchtige Sängerin, eine so unermüdete Tänzerin und so beliebt gewesen! Die Frauen weinten und rangen die Hände, die Männer fluchten und redeten aufgeregter hin und her. Nur Drylyn verhielt sich merkwürdig ruhig — so ruhig, daß der Scherif aufmerksam auf ihn wurde, obwohl er nichts von dem Verhältnis dieses Mannes zur Gazelle wußte.

Plötzlich schrie eine Frau: „Drylyn hat es getan! Drylyn!“ Die Männer warfen sich auf ihn, um ihn im nächsten Augenblick wieder loszulassen. Drylyn?! Nein, das war ein unsinniger Gedanke! Nur, weil er kein Wort sagte, sollte er es sein? Nun natürlich war dem nicht nach Sprechen zumute! Natürlich war der vor Schreck gelähmt! Den traf es doch am schwersten! Und sie erklärten dem Scherif, daß Drylyn ein Verhältnis mit der Gazelle

gehabt hätte, und daß er immer still und sonderbar gewesen wäre. „O!“ sagte der Scherif, und dieses „O“ drückte Verwunderung und Zweifel zugleich aus; im stillen setzte er seine Betrachtungen fort.

Da ertönte ein wilder Schrei. Man hatte die Fußspuren hinter dem Zelte entdeckt! Dieser Schrei riß Drylyn aus seiner Betäubung. Blindlings rannte er hinter den anderen her, um die Fußspuren zu sehen. Der über jede Vorstellung hinauswachsende Sturm der Leidenschaften, die seine Tat entsacht hatte, hatte jedes Denken in ihm getötet; es war seinem Bewußtsein völlig verschwunden, daß er der Mörder der Gazelle war. Er hatte nur das dumpfe Empfinden, daß er bei einer Verfolgung beteiligt war, daß die Tannen an ihm vorbeirasteten, und daß der Scherif versuchte, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Sein Nachbar, ein richtiger Kalifornier, dessen Worte immer am leichtfertigen Klagen, wenn er es am ernstesten meinte, rief dem Scherif zu: „Ja ja, Ordnung ist gewiß des Himmels erstes Gesetz und eine elegante Sache.“

Der ängstliche Beamte wagte nur zu entgegnen, daß Ungefehllichkeiten dem guten Namen des Landes schaden und Anfeindungen fernhalten könnten. Daraufhin wandte sich der Kalifornier plötzlich an Drylyn und fragte ihn: „Na, wann gedenkst du denn aufzuwachen? Schlafwandeln ist nicht gesund.“ Drylyn antwortete nur mit einem sonderbar ernsthaften Lächeln — und sie liefen weiter.

Der schwatzlustige Kalifornier wandte sich nun an einen anderen Mann: „Daß der Drylyn so an der Gazelle hing, wußte ich gar nicht,“ sagte er leise. „Es kann ja wohl möglich sein, daß der Scherif die anderen davon abhält, den Mörder aufzuhängen! Aber Drylyn!? Das glaube ich nicht.“

Sie kamen aus dem Walde heraus auf eine Straße. Drylyn war sich bewußt, daß dies die Poststraße zwischen Folsom und Surprise Springs war. Die Männer liefen die Straße hinunter. An einer Wegbiegung saß ein Mann ruhig auf einem Steine und wartete, wie es schien, auf die Post.

Plötzlich sah er die Menge sich auf ihn zuwälzen. Er fuhr auf und zog einen Revolver hervor. Das war das Törichteste, was er tun konnte. Aber er dachte in diesem Augenblick nur daran, seinen Goldstaub zu verteidigen. „Steden Sie Ihren Revolver nur ein,“ rief ihm der Scherif zu. „Sie tun besser daran, nicht noch mehr Leute zu töten.“ Der Mann seufzte wie befreit auf, als er die Stimme des Scherifs erkannte, und steckte sofort seinen Revolver ein. Er hatte geglaubt, daß es Wegelagerer wären, die auf sein hübschen Goldstaub fahndeten, und sah nun dem herandrängenden Gausen im Bewußtsein seiner Unschuld ruhig entgegen.

„Wie viele Menschen habe ich denn schon getötet?“ rief er den Leuten scherzend zu, als sie ihm näher kamen. Statt aller Antwort ergriffen sie ihn und durchsuchten seine Taschen. Als sie den Goldstaub bei ihm entdeckten, brachen sie in ein solches Wutgebrüll aus, daß das Lächeln auf seinen Lippen erstarrte. Dann fesselten sie ihn und trieben ihn vorwärts.

Vergebens versuchte er zu erklären, daß ein Irrtum vorliegen mußte. Der schwatzlustige Kalifornier antwortete ihm: „Nun ja, es ist wohl immer ein Irrtum, wenn man eine Frau umbringt!“ Die Leute kümmerten sich nicht weiter um die wachsende Angst des Mannes.

Als er sich an den Scherif wandte und ihn ansah, ihm, um ihrer alten Bekanntschaft willen, doch zu sagen, wessen man ihn beschuldigte, lachten die Männer auf eine sonderbare Weise. Er sah ratlos in ihre erregten Gesichter.

„Ich weiß wirklich nicht, was ihr von mir wollt,“ sagte er ganz verzweifelt.

Sie hielten das Gold empor und fragten ihn: „Wem hat das gehört?“ Er zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Eines weiteren Beweises bedurfte es für die Minengräber nicht. Sie konnten ja nicht wissen, daß der glückliche Liebhaber auf eine Lüge sann, weil er plötzlich Drylyns starres Gesicht erblickt hatte und sich scheute, in seiner Gegenwart die Wahrheit zu bekennen. In der Ferne wurde Klärrgerassel laut — bald darauf tauchte die Post auf und hielt. Der Wagen war leer, und der Kutscher und einer seiner Freunde saßen auf dem Bock. Sie beide kannten den Scherif sowohl als den Expressboten und fragten erstaunt, was denn los wäre. Der immer ernste und immer ängstliche Scherif erzählte dem Kutscher, was für ein Verbrechen der Mann begangen haben sollte. Der Angeschuldigte stieß einen Entsetzensschrei aus, als er die furchtbare Wahrheit hörte. Er begriff sofort, daß er in einer unentwirrbaren Kette von unglücklichen Zufällen und Mißverständnissen gefangen war. Atemlos, in Todesangst erklärte er jetzt den wahren Sachverhalt. (Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Maria Feilke (Bundel), Wilhelmshöhe, Post Fegerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von J. G. W. Dey Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.